Liebe & Leben

„Hallo, alle mal herhören“ – die Rede bei festlichen Anlässen stirbt langsam aus. Schade! › Seite 52

FOTO: IMAGO/PONDS IMAGES

Die letzte Chance

Rausgeschmissen, abgebrochen, abgelehnt: Das ist es, was schwierige Jugendliche kennen, von zu Hause, der Schule, den Behörden. Sozialpädagoge Hendrik Ruppert leitet eine Wohngruppe, aus der niemand rausfliegt. Funktioniert Hilfe, die keine Bedingungen stellt?

Von Julian Gerstner

ILLUSTRATION: OLIVIA VON PILGRIM

Ein Kollege hat mal einen Satz über ihn gesagt, der das ganze Dilemma auf den Punkt bringt. „Hendrik, das ist schon bekloppt, was du da machst – aber es ist gut, dass du es machst.“ Gestern war wieder so ein Tag, oder besser eine Nacht, wo ihn andere wahrscheinlich für bekloppt erklärt hätten.

Um kurz vor zwei klingelt sein Handy. Als Hendrik Ruppert rangeht, erzählt ihm ein Mitarbeiter, dass die Lage in der Wohngruppe eskaliert. Die Jugendlichen lassen den neuen Bewohner nicht schlafen, reißen das Fenster auf, drehen den Strom ab. Rupperts Kollege weiß sich irgendwann nicht anders zu helfen, als sich gemeinsam mit dem Jungen in dessen Zimmer einzusperren.

Den Freiraum nutzen die anderen: Sie verwüsten die Küche, versuchen die Vorratskammer aufzubrechen, rufen Polizei und Feuerwehr. Zwischen zwei und drei Uhr telefoniert Ruppert immer wieder mit seinem Kollegen, bis sie die Lage in den Griff kriegen.

Am Tag danach, kurz vor Weihnachten, sitzt Hendrik Ruppert in einem kargen Raum mit Flipchart und sagt: „Klar, nervt mich das, wenn um zwei in der Nacht das Handy klingelt. Aber das sind keine schlechten Menschen, für so eine Aktion gibt es immer einen Grund. Und den will ich erst wissen, bevor ich sauer werde.“

Ruppert ist Abteilungsleiter für die stationäre und teilstationäre Jugendhilfe der Arbeiterwohlfahrt beim Bezirksverband Braunschweig. Seit Sommer 2023 leitet er eine ganz besondere Wohngruppe. Hier in Goslar leben fünf Jugendliche, drei Jungs und zwei Mädchen zwischen 15 und 17, die alle schon aus anderen Einrichtungen geflogen sind. Manche müssen Sozialstunden leisten, weil sie Scheiße gebaut haben. Manche sind in Therapie, weil andere Scheiße gebaut haben. Ein Mädchen kam direkt aus der geschlossenen Psychiatrie, ein Junge aus einer gescheiterten Eins-zu-eins-Betreuung in Spanien, wo ein Pädagoge mehrere Wochen mit ihm zeltete.

Einer hat den Abschleppwagen gerufen – für zwei Autos der Betreuer

Keiner geht zur Schule, niemand macht eine Ausbildung. Die wenigsten haben Kontakt zu ihren Eltern.

In der Jugendhilfe nennt man solche Kinder Systemsprenger. Hendrik Ruppert gefällt der Begriff „vom System Gesprengte“ besser. Er sieht das wie Menno Baumann, einer der führenden Forscher zum Thema. Der schätzt, dass es in Deutschland etwa 5000 solcher Jugendlicher gibt. Ruppert sagt: „Die sind nicht hier, weil sie das Systemsprenger-Gen haben, sondern weil viele Erwachsene viele schlechte Entscheidungen getroffen haben.“

Wer Hendrik Ruppert, 37, das erste Mal sieht und nur anhand seines Kleidungsstils raten müsste, was er beruflich macht, würde ihn wohl in eine Bank stecken: Weste, Hemd, Krawatte. Er spricht von „Bedarfen“, „Hilfeketten“ und „regelhaften Terminen“, schafft es aber auch, in einem Satz gleich zweimal das Wort Scheiße unterzubringen, wenn in seiner Wohngruppe etwas nicht so läuft, wie es sollte. Also oft.

Das Haus war früher eine ambulante Tagespflege, deswegen der Handlauf im Flur, von denen die Zimmer abgehen. Jeder Jugendliche hat sein eigenes und kann auch absperren. Im Notfall kommen Ruppert und seine Kollegen aber auch immer rein, selbst wenn der Schlüssel von innen steckt.

Im Aufenthaltsraum schmückt ein Jugendlicher gerade den Christbaum, der in der Ecke steht, darunter liegen PET-Flaschen wie verstreute Geschenke. Er trägt neongelbe Shorts und ein Sprüche-Shirt, auf dem steht: „Ich finde es schon wichtig, dass man gelegentlich völlig überreagiert.“ Ruppert checkt seine Mails, als der Junge ihn anspricht.

„Ach so Hendrik, meine Mum gibt freiwillig das Sorgerecht ab.“

„Ooookay.“

„Hat mir mein Stiefvater gestern auf Facebook geschrieben.“

Hendrik Ruppert verzieht das Gesicht, flüstert leicht verzweifelt: „Warum so?“ Dann deutlich lauter: „Lass uns nachher in Ruhe darüber sprechen.“

Die Jugendlichen sind es gewohnt, erzählt er später, dass andere den Kontakt zu ihnen abbrechen. Ein Muster, das sich durch alle Biografien ziehe: „Abbrüche, Abbrüche, Abbrüche.“ Auch deshalb haben sie sich hier entschieden, anders vorzugehen als die meisten Wohngruppen: Hendrik Ruppert schmeißt niemanden raus.

Nicht, als ein Jugendlicher den Abschleppwagen gerufen hat, um zwei Autos der Betreuer holen zu lassen, und die Einrichtung auf den Kosten sitzen geblieben ist. Nicht, wenn bei Wutausbrüchen Scheiben, Türen oder Schränke zu Bruch gehen. Auch nicht, als ein Bewohner auf einen Kollegen losgegangen ist, weil es Streit um den Laptop gab, den alle Jugendlichen nutzen können.

Es ist kein Zufall, dass der Betreuungsschlüssel hier mit 8,5 Vollzeitstellen auf fünf Kinder etwa doppelt so hoch ist wie in einer regulären Wohngruppe: Es war eine der Bedingungen, dass sie das Pilotprojekt überhaupt starten können. Auch nachts ist immer jemand da und wach, nicht nur in Bereitschaft.

Die Sache mit der Regel, dass es eigentlich keine Regeln gibt, war auch Rupperts Idee. Er hatte in früheren Wohngruppen immer wieder Systemsprenger, die ihn an seine Grenzen brachten. „Vielleicht sind wir als Jugendhilfe manchmal zu träge und denken: Das ist jetzt aber wirklich sehr anstrengend, was der Jugendliche macht. Und wir haben ja immer noch die Möglichkeit zu sagen, du fliegst raus. Aber genau dadurch produzieren wir Systemsprenger. Ich bin da kritischer geworden. Auch mit mir.“

Gegenüber vom Sofa im Aufenthaltsbereich hängt ein großer Bildschirm, auf dem gerade einer der Bewohner mit hochgezogener Kapuze „Grand Theft Auto“ spielt und mit einem gelben Sportwagen durch die Gegend heizt.

Hendrik Ruppert spricht immer wieder von Bedingungslosigkeit. Dass sie hier deutlich mehr durchgehen lassen, weil der Beziehungsaufbau an erster Stelle steht. Konfliktminimierung ist auch so ein Wort, das öfter fällt. Heute hat das zur Folge, dass der Boden in der Küche von der Aktion in der Nacht auch jetzt noch so klebt, dass Ruppert sie nur im Ausfallschritt betreten kann. „Die haben sich gestern Sandwiches gemacht und die Zutaten überall verteilt.“ Auch auf dem Kühlschrank haben die Bewohner Spuren hinterlassen, „Stirb“ und „Sex“. Mit Mayo.

Wie kam es zur Eskalation gestern? Ruppert wird am Abend das Gespräch mit der Gruppe suchen. Deshalb habe man auch „aus pädagogischen Gründen“ nicht aufgeräumt. Von Montag bis Freitag kommt eine Hauswirtschaftskraft, die putzt, einkauft und kocht. Am Wochenende übernehmen das die Pädagogen, manchmal auch mit den Bewohnern. Das gemeinsame Kochen oder Backen könne ein „Schlüsselmoment“ sein, sagt Ruppert. Dinge, die man in der Familie macht, vermeintlich Alltägliches. Momente, die helfen, eine Bindung aufzubauen. „Das dauert, gerade bei diesen Kids.“

Wenn der Moment passt, nimmt er sich Bewohner für ein Einzelgespräch zur Seite. Gestern hat er mit einem Jungen geredet, keine 15 Minuten, aber immerhin. Meistens geht es um die Folgen einer unbedachten Aktion – in diesem Fall: eine Taxifahrt, die sich der Junge gar nicht leisten konnte. Ruppert malt dann gerne Modelle auf. Seine Skizze von gestern hängt noch auf der Flipchart im Besprechungsraum, krakelige Schrift, Pfeile, Plus- und Minuszeichen. Welche Vor- und Nachteile hat das eigene Handeln? Das spielt er hier Schritt für Schritt mit den Jugendlichen durch. Auch, um es anschaulicher zu machen.

„Es gibt die Theorie, dass wir zwischen dem dritten und 27. Lebensjahr den inneren Beobachter entwickeln. Kinder psychisch kranker oder labiler Eltern entwickeln diesen Beobachter nicht.“ Der sorge dafür, dass wir mögliche Konsequenzen abschätzen können. Genau das fehle vielen hier.

Hendrik Ruppert, 37, leitet die Wohngruppe für Systemsprenger in Goslar seit Sommer.
FOTO: YVONNE HELMER

Manche Gespräche gehen Hendrik Ruppert besonders nah. „Wenn man hört, ein junger Mensch wurde von einem Elternteil mit drei Jahren mit dem Kopf gegen eine Eisenstange geschlagen, bewegt mich das. Und dann ist auch klar, woher die Aggressionen kommen.“ Oder das Mädchen, das Angst davor hat, eingesperrt zu werden, wenn sie ihre Auflagen nicht erfüllt. Der Junge, der seine Eltern vermisst.

Dieses Öffnen, für Ruppert sind es kleine Schritte in die richtige Richtung. „In der Gruppe würden die das nicht erzählen, da gilt: keine Schwäche zeigen.“ Er klopft an die Tür eines Bewohners:

„Darf ich reinkommen?“
„Wer ist da?“
„Hendrik.“
„Nein!“
„Ich komm’ jetzt rein, okay?“
„Nein!“
„Warum nicht?“
„Weil ich Nein gesagt habe!“

Ruppert probiert es nicht weiter. Dann eben ein anderes Mal.

Fragt man ihn, warum er sich für Systemsprenger engagiert, erzählt er, dass er in einem sozialen Brennpunkt in Braunschweig aufgewachsen ist. Der Vater Verwaltungsbeamter, die Mutter Sekretärin. „Ich hatte von Kindesbeinen an mit anderen Jungs zu tun, die es nicht so gut hatten wie ich.“ Kumpel, die in den Jugendknast mussten. Freunde, die nicht mehr von den Drogen weggekommen sind. Irgendwann begann auch Ruppert zu straucheln – trotz seines behüteten Elternhauses: „Als ich zum zweiten Mal von der Schule geflogen bin, hätte wahrscheinlich niemand gedacht, dass der Typ mal ’ne Masterarbeit schreibt.“

Er hat die Kurve dann doch noch bekommen und Soziale Arbeit studiert. An seine erste Inobhutnahme kann er sich gut erinnern. Da haben sie einen Säugling aus einer Drogenwohnung geholt, mit Blaulicht und Gerichtsvollzieher. „Das hat keine zehn Minuten gedauert, aber die vergisst man nie.“ Ruppert hat selbst Kinder, zwei Mädchen, sechs und acht. Er versucht die beiden Welten, die Arbeit und die Familie, so weit wie möglich auseinanderzuhalten. Klappt nicht immer, Beispiel Schule: Als mehrere Jungs in der Klasse seiner Tochter zeitweise versetzt werden, weil sie so stören, könnte er sich als Vater eigentlich freuen. „Ist doch gut, dann hat meine Tochter Ruhe. Als Pädagoge denke ich aber: Liebes System Schule, habt ihr vorher wirklich alles andere versucht?“

Du bist zu anstrengend, wir schmeißen dich raus. Das sei genau die Botschaft, die auch die Bewohner hier in der Einrichtung nur zu gut kennen.

Zwei Monate später, Ende Februar, ein zweites Treffen mit Ruppert in der Wohngruppe. Diesmal gab es zumindest in der Nacht davor keinen Ärger, dafür an den vergangenen Wochenenden. Heißt für ihn: Arbeit, auch wenn er eigentlich freihat. Und: weniger Zeit für die Familie. Dann muss er dem Landesjugendamt nämlich innerhalb von 24 Stunden melden, was passiert ist.

Der Junge, den die Bewohner beim letzten Mal nicht schlafen ließen, ist nach zehn Tagen in eine andere Einrichtung gekommen. Das war vorher schon so mit dem Jugendamt vereinbart. Die zehn Tage bezeichnet Ruppert als „Kraftakt“ des Teams.

Weil der Elfjährige immer wieder aneckte, haben sie die Schichten so gelegt, dass sich ein Kollege nur um ihn kümmern konnte. Heißt auch: Überstunden. „Der Kollege ist dann vormittags zehn Kilometer mit ihm spazieren gegangen und nachmittags noch mal. Damit er am Abend ausgepowert ist.“

Die Bewohner sollen sich hier wie zu Hause fühlen, denn genau das kennen sie ja nicht

Ruppert hat daraus gelernt, dass auch sie nicht jeden aufnehmen können. Das Problem: Nicht er entscheidet, wer hier wohnt, sondern die fünf Jugendämter in der Region, die jeweils einen Platz in der Gruppe finanzieren. In diesem Fall war es so, dass das zuständige Amt verzweifelt auf der Suche nach einem Platz für den Elfjährigen war, nachdem die eigentlich geplante Unterbringung geplatzt war.

Weil es aber nur fünf Plätze gibt, bedeutete das auch, dass dafür ein Mädchen ausziehen musste. „Das war eine Art Triage-Gedanke des Jugendamts“, sagt Ruppert: Wer braucht den Platz dringender? Um 14 Uhr entschied das Jugendamt, dass der Junge nach Goslar kommt. Um 15 Uhr musste Ruppert mit dem Mädchen sprechen. Um 19 Uhr zog der Junge ein.

„Für das Mädchen war es das Schlimmste, was passieren kann – zum schlechtmöglichsten Zeitpunkt, weil sie sich da gerade langsam geöffnet hat. So verliert sie das Vertrauen in unser System vollends.“ Offiziell haben sie das Mädchen vorübergehend entlassen, das Zimmer für den Jungen geräumt. Inoffiziell durfte sie als Besucherin bleiben – auch über Nacht.

Hendrik Ruppert ist immer wieder mit anderen Einrichtungen für Systemsprenger in Kontakt, Bremen, Hamburg, Hildesheim. Er bekommt viel Zuspruch für das Konzept, sagt er. Rupperts Ansatz stößt aber nicht nur auf Gegenliebe. „Wir wecken die Jugendlichen anders als in vielen Wohngruppen nicht, wenn kein Termin ansteht.“ Es ist also auch mal so, dass er um acht in der Früh in seinen Dienst startet, und einer der Bewohner da erst ins Bett geht. „Dafür haben wir schon Kritik bekommen.“ Aber er ist überzeugt: Die Jugendlichen sollen sich hier in erster Linie wohlfühlen, „wie zu Hause“. Denn genau das kennen sie ja nicht.

Am Nachmittag hatte Ruppert schon einen Termin bei der Polizei. Sie haben gemeinsam mit Staatsanwaltschaft und Jugendamt über einen Bewohner gesprochen. „Er hat mehrere Anzeigen wegen Sachbeschädigung.“ Der 16-Jährige leidet unter einer partiellen Fetalen Alkoholspektrumstörung, kurz FASD. Seine Mutter hat in der Schwangerschaft getrunken. Der Intelligenzquotient des Jungen nimmt von Messung zu Messung ab. „Er wird ein Leben lang Hilfe brauchen.“ Durch die neuronale Schädigung könne er Dinge nur für kurze Zeit abrufen – und vergisst sie dann wieder. Deshalb sei auch eine Gefährderansprache der Polizei ins Leere gelaufen.

„Er hat nicht nur FASD, sondern diverse Traumata und Zusatzdiagnosen. Das kommt dann ja alles noch obendrauf.“ Beim Gespräch heute waren sich alle Seiten einig, dass der Junge nicht ins Gefängnis gehört, sondern am besten in eine Facheinrichtung, die auf FASD spezialisiert ist. Das Problem: „Wir haben in der Jugendhilfe ohnehin viel zu wenige Plätze. Und je spezieller die Einrichtung, desto schwieriger wird es.“

Der Junge bleibt also erst mal in Goslar, bei Ruppert. Wie lange die Jugendlichen hier wohnen, sei „100 Prozent individuell“. Und hängt vor allem davon ab, welche Perspektive danach überhaupt realistisch ist: zum Beispiel eine ambulante Betreuung, eine eigene Wohnung mit mobiler pädagogischer Unterstützung.

Aber so weit ist hier noch niemand. Ruppert denkt in viel kleineren Kategorien, wenn man ihn nach Erfolgen fragt. Ein Jugendlicher hört nachts nicht mehr laut Musik. Ein anderer entschuldigt sich jetzt, wenn er Scheiße gebaut hat.

Und das Wichtigste: Alle sind noch da.

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de
ErbersdoblerJ
SZ20240323S9590418